



W Interhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Samstag, 12. März

1927.

(9. Fortsetzung.)

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

Roman von E. Fischer-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

Der Neffe hiß sich auf die Lippen und wollte augenblicklich scharf erwidern, da warf die Mutter, die sich endlich für ihr Spiel entschieden hatte und nun auf das Ausspielen sieberte, „Konz“ dazwischen, nichts als „Konz.“

Der junge Baron schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es krachte: „Richtig! Konz mit der Quetschkommode — Konz!“

Und nun drängte die Jugend wieder ins Nebenzimmer, und von dorther scholl ein Rüden und Schieben, wie wenn Möbelstücke beiseite geschoben würden.

„Quetschkommode?“ machte Fräulein von Massenbach, die am Anspielen war, fragend und hielt die Hand mit dem ersten Blatt graziös in der Schwabe, „ist Konz musicalisch?“

„Ein wenig. Er ist der einzige, der in eure Familie kommt“, erwiderte die Haushfrau, „die anderen sind genau so musikliebend und dabei so unmusikalisch wie ich. Aber so spielt doch aus.“

„Und was ist Quetschkommode?“ fragte Mechthildis mit Nachdruck und blickte der Schwägerin voll ins Gesicht.

„Du wirst sie gleich hören“, lachte diese jetzt über das ganze Gesicht, nahm der Schwägerin die ausspielende Karte aus der Hand und legte sie offen auf den Tisch, „erfülle, aber wenn wir so fortfahren, komme ich um mein Spiel.“

In diesem Augenblick erhoben sich im Nebenzimmer die Klänge einer Harmonika, die mit kräftigem Schwung und scharfem Rhythmus die „schöne, blaue Donau“ zu Gehör brachte, dazu ein Schleifen und Treten wie von flüchtigen, tanzenden Füßen.

„Der Junge spielt wie ein Alter“, sagte der Amtsrat Tribonius, der sich allerdings seiner musikalischen Kenntnisse wegen nicht zum Hoftheaterintendanten geeignet hätte, summte die flüssige Melodie mit und wiegte, während er seine Hanten ordnete, den starken Oberkörper im Takt dazu.

Fräulein von Massenbach saß wie erstarrt. Sie fühlte, wie feuchte Perlen auf ihre Stirn zu treten begannen. Als das letzte Blatt ausgespielt war, erhob sie sich mühsam.

„Nun?“ fragte ihr Bruder, der das Einschenken des schäumenden Müchners eigenhändig besorgte, und streifte an ihr vorüber.

Sie schüttelte nur abwehrend den blonden Kopf und trat in die Tür des Nebenzimmers.

Da saß Konz hoch auf der Platte des zur Seite gerückten Tisches und handhabte, sich wiegend und biegend, wie er es seinem Freunde, dem Pferdehnecht Piepenhagen, abgesehen hatte, eine jogenannte Konzertina.

Er saß nicht rechts noch links, sondern hatte sich ganz in seine „Kunst“ verenkt.

Die jungen Leutchen tanzten mit der Hingabe, wie es eben nur die Jugend vermag.

Da trat eine mittelgroße Gestalt zwischen Mechthildis und das Licht der elektrischen Lampe inmitten des Zimmers, sie sah einen schmiergeraden Scheitel sich in starlem Schwunge vor ihr bis fast zur Erde neigen, hörte ein paar gemurmelte Worte: „Wenn gnädiges Fräulein gestatten möchten . . .“

Sie vermochte kaum leise wie ein Hauch etwas zu erwidern und „daß sie überhaupt nie tanzte“ so übernahm sie die Erregung über die „Fechtheit“ dieses Menschen,

dieses „Schullehrers“, der da glaubte, sie, Mechthildis von Massenbach, sei unter die Tür getreten, etwa um eine Kindertorheit, wie das Tanzen im kleinen Kreise, noch dazu nach den Klängen einer Harmonika, mitzumachen.

Weinhae hätte sie laut aufgelacht, wenn es ihr nicht so bitter ernst gewesen wäre. Sie fühlte, wie es ihr dumpf und schwer in den Schläfen zu ziehen begann über all das Unglaubliche, das die wenigen Stunden in dem Hause des Bruders an sie herangespült hatten.

Ihre Lider begannen zu zittern, ein seines, nervöses Kältegefühl trockn ihr bis in die Brust heraus, als sie sich langsam, schwefällig in das Zimmer zurückwandte.

Da hörte sie neben sich diskret ein Glas auf die Platte des Tisches aufstoßen, ein scherhaftes „Kellnär — Wirtschaft!“

Das war der Amtsrat, dieser — Bauer.

Und dann der Oberst, der ihm half: „Aber Kellnär, wie lange sollen wir denn dursten?“

Er hielt dem Hausherrn sein geleertes Trinkglas entgegen.

Der Freiherr, eine Serviette im Scherz über den Arm geschlagen, war bereits zur Stelle: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“, sagte er und schenkte ein.

Mechthildis hatte genug, überzeugt.

Das Taschentuch an die Lippen gepreßt, als bestürzte sie Nebelkeit, stand sie neben der Haushfrau und berührte leicht deren Schulter: „Du gestattest, daß ich mich beurlaube . . .“ Sie drückte die Freifrau, die sich, bestürzt über den läufigen Ton, erheben wollte, mit zarter Hand wieder auf den Sitz nieder. „Ich bitte, kein Aufstand, Abelgunde. Empfehl mich deinen Gästen — sage, ich sei ermüdet. Gute Nacht, Herr Pastor, gute Nacht, Frau Pastorin“, und recht eilig schwappenden Gangs war sie, noch ehe die Schwägerin sie hindern oder nur antworten konnte, zur Tür hinaus.

Sie hatte kaum die erste Treppenstufe erreicht, da hörte sie Türengehen, einen schnellen, starken Tritt hinter sich, und die Gestalt des Neffen erschien in ihrem Gesichtskreis.

„Ich höre, du willst uns verlassen, liebe Tante“, sagte er ehrerbietig, und mit dem vollendeten Anstand eines Mannes von Welt an ihre Seite tretend, bemächtigte er sich ihres Armes, den er sorgsam in den seinenbettete.

„Du gestattest, daß ich dich auf dein Zimmer führe?“

Sie blieb scheu zu ihm auf, wagte aber nicht, zu widersprechen, aber in ihr gärt es, alles, was sie in den letzten Stunden erlebt, alles, woran sie sich gestoßen, es drängt unweigerlich zur Aussprache. Der Neffe hatte, zurücktretend, die Tür ihres Zimmers für sie geöffnet und die Kerze auf dem Nachtleuchter entzündet.

„Wünschest du noch etwas, liebe Tante? Soll ich vielleicht dem Mädchen Klingeln?“

Es war nicht mehr der herzliche, ehrerbietige Ton, mit dem er sie bei ihrer Ankunft empfangen hatte; etwas Frostiges war in dem Klang seiner Stimme, so als ob ein kalter Maiwind unvergehens alles Blühende im Dahinstreifen abgetötet.

Mechthildis stand in dem Lichtkreis der Kerze, blaß, mit zudendem Gesicht, und in dem Herzen des jungen Mannes

wollte etwas wie Mitleid empiorwollen mit dem zarten, weltausgewandten Weibchen, das sich selbst grausam alles dessen beraubte, was das Leben lebenswerten machte, das im verknöcherten Dünkel eine einsame Strafe wandelte hoch über der anderen Menschheit in einer kalten, klaren Luft, bei der es einem fror.

Er öffnete gerade den Mund, um ihr unter dem Eindruck dieses Empfindens einen freundlichen Gutenachtgruß so recht aus dem Herzen heraus zu sagen, da war sie, die verschlungenen Hände gegen ihn ausgerichtet, vor ihr hingetreten.

"James, lieber Neffe, sage doch mal — dieser Mensch, der Doktor, was für eine Rolle spielt er bei euch? Wie können deine Eltern . . ."

Sie verstummte erschrocken.

Der junge Baron hatte ihre Hand ergriffen und berührte diese flüchtig mit den Lippen.

"Du verzeilst, Tante", sagte er scharf und bestimmt, "ich meine, wenn jemand als Gast in einer Häuslichkeit weilt, muß er es nehmen, wie es geboten wird. Wenn meine Eltern dem jungen Mann eine vertrautere Stellung zum Hause anwiesen, so liegt das in dem Zug der Zeit, und sie werden wissen, warum. Im übrigen, denke ich, sind sie beide zu alt und haben ihren Platz im Leben zu redlich ausgefüllt, um immerfort erzogen zu werden. Entschuldige, daß ich so zu dir zu sprechen wage, aber es mußte einmal heraus, ich würde sonst daran ersticken."

Er klappete die Absätze zusammen, machte ihr eine Verbeugung, als stände er auf dem Parkett des Opernhauses, und war verschwunden, noch ehe die Tante sich den Sinn seiner Worte richtig überdenken konnte.

Da lauerte sie nun auf dem Rand ihres Bettes, auf das sie sich halb besinnungslos vor Schreck und Entrüstung niedergelassen hatte, von dem warmen Licht der Kerze rötlich überstrahlt, und wünschte zu Hause zu sein in ihren heimlichen vier Wänden, allein mit ihren kostbaren, gepflegten Möbeln und der alten, mürrischen Dienerin, die nur sprechen durfte, wenn sie gefragt wurde. Wie eine stille, grüne Dase erschien ihrer Sehnsucht die kleine Wohnung mitten in dem Leben und Hasten der Großstadt, um die das Leben herumbrandete, weil es nicht an sie heranlunte.

Und plötzlich schlang sie die Hände fester ineinander, und zwei schwere Tränen rannen ihr über die erblachte Wange. "Lieber Gott, was wollten sie denn von ihr? Sie hatte es doch nur gut gemeint!"

4. Kapitel.

Da stand Mechthildis von Massenbach nun vor dem Spiegel des weiß überhängenen Toilettentischchens, beugte den feinen Kopf nach rechts und links und bewegte ihn dann wieder mit einem leisen, fast unhörbaren Seufzer ein paar mal wie prüfend auf und nieder, als wären die silbrig schimmernden, üppigen Haarmassen, die in einem modernen Bausch am Hinterkopf aufgetürmt waren, eine kaum fortzubewegende Last.

Und dann blickte sie wieder in den Spiegel, blinzeln, daß die langen, gebogenen Wimpern die grauen Augensterne halb verdeckten, tastete nach der goldgefaßten Brille, zog die Hand wiederum zurück und saß dann eine ganze Weile, die feinen Finger auf dem hellgrauen Stoff des Kleides ineinanderruhend und sah ernsthaft, wie in tiefem Nachdenken, vor sich hin.

Nach geraumer Weile erhob sie sich und ging langsam wie eine Schafswandelnde durch das Zimmer, blieb vor dem in den weißglärtierten Kleiderschrank eingelassenen Spiegel stehen, drehte die schlanke Gestalt in dem sadartigen Gewand von feinstem Wollstoff, wie begutachtend, hin und her und seufzte dann wieder. Verharrte einen Augenblick, die blonden Brauen grüßend zusammengezogen, auf einem Fleck und begann dann, nachdem sie hastig zu der Kommode zwischen den Fenstern hinaufgeschritten war, einen der Schläfe nach dem anderen aufzuziehen und unten mit peinlichster Ordnungsliebe aufgespeicherten Gegenständen zu juchen.

"Hier ist es nicht. — Aber ich hatte doch . . . Ach — ja!"

Sie schloß die unterste Schatulle, vor der sie knieend gehockt, mit schnellem Ruck und öffnete den altmodischen Buchentoffer an der Drübenwand.

"Da . . ."

Mit schnellem Aufatmen, einen beinahe triumphierenden Schein in den hellen Augen, hob sie ein wundersches Fisch aus Duchessespitzen aus dem Koffer, dem nach einigen Suchen ein Schärpenband, veilchenfarben, mit römischen Streifen gemustert, folgte.

"So, da war es. Eine glückliche Zufallswendung, die ihr zuraunte, diese Sachen, Erbstücke ihrer verstorbenen Mutter, die sie dennoch nie zu tragen für nötig befunden, mit auf die Reise zu nehmen."

"Eine Dame von Stand hält auf ihre Garderobe", hatte Suze heute früh gemeint. "Das, das sollte sie sich ein zweites Mal von solch einem jungen Ding sagen lassen? Rimmermehr. — Und heute nachmittag fuhr sie nach der Stadt hinüber — sie hatte die Schwägerin bereits davon verständigt — und Suze sollte ihr helfen, sich zu modernisieren. Auf Geld sollte es ihr nicht ankommen, wenn es galt, den Stand zu vertreten . . ."

"Lieber Gott", sie hob fast unmerklich die Achsel, "es möchte ja wahr sein, daß sie etwas hinter der Mode zurückgeblieben war — die sogenannte Reformkleidung war so sehr bequem. Aber die Suze hätte ihr das nicht so geradezu . . . Und da war sie noch dazu so töricht gewesen, dem tollen Ding zu willfahren und sich eine neue Frisur aufzuhauen zu lassen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Frage nicht.

Frage nicht wie.

Irgendwie

Bei großer Tat

Hat ihn des Todes

Schneidend Mahd

Zu Boden gewungen.

Ob er litt, ob er lange

gerungen?

Sei ruhig, sei still.

Sein ganzer Wille

Ist mit ihm gewesen.

Frage nicht wo.

Irgendwo

Auch er aus

Vom Schreden der grausen

Geldhöse.

Vom Stampfen der Rosse,

Vom wütenden Kamos-

gebraus.

Frage nicht mehr.

Von irgendwoher

Führen durch alle

Räume

Seine ewigen Träume

Zu dir.

J. H. Braack.

Der Nekrolog.

Von Siegfried Jacoby.

Professor Schuster, ein namhafter Sprachforscher, hatte die Gedichte eines mittelalterlichen Sängers entdeckt, überfertigt und erläutert. Ehrendoktor mehrerer Universitäten, lebte er doch in bescheidenen Verhältnissen. Er war 70 Jahre alt.

Sein Freund, Professor Müller, ein ehemaliger Lehrer der Naturkunde, noch zwei Jahre älter als er, war auch einmal berühmt gewesen, als er nämlich vor 30 Jahren eine angebliche Entdeckung des damals bedeutendsten Naturforschers als Irrtum nachgewiesen hatte. Jetzt freilich sprach man wenig von ihm. Auch seine Tage waren düstig.

Die beiden sahen jede Woche einmal in einem Café und blätterten in den ausliegenden Zeitungen, um, wie sie sagten, den Anschluß an die Zeit zu behalten.

Eines Tages lachte Schuster, der gerade ein Magazin las, auf. Er reichte das Heft dem Freund. Der fand als Ursache der Heiterkeit einen Aussatz: Manche Zeitungen hielten Nekrologie auf Verübmtheiten vorräufig. Bei den Nachrichten hätte es eine peinliche Szene gegeben, als eine bejahrte Verübmtheit auf die Redaktion kam und an der Wand den Nekrolog hängen sah, der bei ihrem Tod erschienen sollte.

Auch Müller lachte. Er lezte das Magazin beiseite, beschloß aber, einen Nekrolog auf Schuster zu schreiben und bereitzuhalten, bis Schuster stirbe. Er las in den älteren Fachzeitschriften etwas über das Verdienst des Freunde nach, ermittelte auch, ohne Schuster zu belästigen, seine Lebensdaten und schrieb einen netten kleinen Aussatz mit der Überschrift: "Professor Job. Schuster †." Mit großer Wärme, ohne eine Spur von Reid, rühmte er des Toten Verdienste.

Dem aber war auch der Gedanke gekommen, seine Einkünfte aufzufüllen, indem er des — einst — toten Müllers Verdienst ins rechte Licht setzte. Er arbeitete mit ähnlichen Hilfsmitteln wie Müller und verwahrte den Nekrolog, bis er ihn leider nötig hätte.

Wenn sie sich von nun an trafen und nach ihrem Besinden trauten, hatten sie dabei ihre eigenen Gedanken. Sie

gönnten einander, lange zu leben, wünschten aber auch ihre Arbeit zu verwenden. Sie wurden 78, 80 und erwarteten noch nicht die Absicht der Parze.

Beide dachten: „Wer wird der Geierste, wer der Feiernde sein?“ Schuster war eigentlich mit zwei Jahren im Vorteil. Doch war das Jahr der Jahre zuverlässig? Alle, die sich kannten, die Jüngsten und die Ältesten, lebten in der Zeit so nahe, daß sie fast zusammen aufraten, wandelten und schieden — an den unendlichen Läufen vor ihnen und nach ihnen gemessen. Was gab bei zwei Jahren Unterschied den Ausschlag? Eine Laune, ein Flimmern der Allgewalt. Man wurde saltblütig, auch gegen den eigenen Tod, und neugierig, indem man wartete. Fiel der Blick auf den Necrolog, freuten sie sich. Jeder lebte und besaß eine Anweisung, in die der Tod nur den Einlösungstag zu schreiben hatte.

Als Schuster 82 Jahre alt war, verließ er die Erde, seine laren Genüsse und seinen einzigen Freund. Der hatte die Geistesgegenwart, den Aufschlag: „Prof. Joh. Schuster †“, sofort an die nächste rote Zeitung zu senden. Sie drückte ihn und zahlte den Lohn. Müller hatte keine rechte Freude daran. Nach einem Saudern sandte er das Geld einer Altersstiftung. Dennoch blieb ein Sarm in ihm zurück. Da hatten ihn die Angehörigen, bei der Ordnung von Schusters Nachlass zu helfen. Unter den Papieren fand er ein Schriftstück: „Professor Franz Müller †.“ Gerührt und doch lustig las er, was der gute Schuster da über den toten, noch munter atmenden Müller gesagt hatte. Er vernichtete das Blatt. Endlich fand er Ruhe über den Necrolog, den er dem Freund gewidmet hatte.

Der Sieger.

Von Heinz Scharv.

Man erkennt ihn auf hundert Schritte weit.

Stahlhart blinken seine Augen, wie glasierter Zuckerküblerüberguß. Der Mann ist unbeugsam, und wenn alle Welt darüber zugrunde ginge. Für ihn gibt es nur eine Devise: Biegen oder brechen.

Ach Gott, das arme, kleine Frauchen an seiner Seite! Mit dem großen Unlehnungs- und noch höheren Auflehnungsbedürfnis im Busen. Wie soll es gegen eine solche Siegernatur zu Felde ziehen, wo von Haus aus bekanntermaßen nur der Mann etwas wert ist?

Manchmal ist es etwas launisch und ungesogen, das kleine Frauchen. Halt unartig umgezogen launisch. Und da explodiert es dann leicht. Mit einem Krach, der natürlich auf der Seite des starken Mannes so gut wie gar nicht einschlägt. Bei Gott, behielte er in solchen Augenblicken nicht seine Schissstauner, er müßte am Narrenfell seiner teuren Verbündeten wie ein Irrsinniger auf- und abklettern. So aber weicht er um seines Hauses Breite von seiner kristallenen männlichen Einsicht und gebietet nur ein bündiges: Halt! Worauf das kleine erschreckte Frauchen noch einmal gegen den Riesen wütend austampft, dann sich aber duckt.

Der starke Mann, der weiß, woraus Weibes Größe wächst, lädt nun der kleinen bösen Sieben weiten Spielraum, sich zu demütigen. Da jedoch Demut der Mute letzter ist, wirkt vorerst die Getränke den Kopf zurück und troki in weiblicher Obnmacht. Justament!

„Liebste“ sagt der starke Mann, „Eigensinn ist kein Gewinn! Erst mußt du dein Unrecht einsehen, dann will ich dir gern die Hand zur Versöhnung reichen!“ Aber wer nicht einsieht und das Mäulchen verzieht, ist das kleine Frauchen. Es denkt, das oberste Recht der Frau besteht in ungeschmälertem Unrecht auf das Unrecht dem Gatten gegenüber.

Für die offene Feldschlacht zu schwach, schreitet sie säh zum Guerillakrieg. Sie verschrankt sich hinter die Kinder, sie hüllt sich bei Tisch in eisiges Schweigen, röhrt keinen Bissen an, als könnte sie von der Luft leben — nur nicht von der, die der starke Mann augenscheinlich für sie ist —, sie ist ganz Mater dolorosa. Im Schlaf gebraucht sie des öfteren die Worte „Ungehöriger“ und „Tyrann“, dann und wann rinnt ihr auch ein Tränlein die Wang herab.

Das alles aber verändert nichts im Verhalten des unbeugsamen Mannes, er besteht auf der Einsicht der Frau, auf dem weiblichen Karakiri: „Ja, ich habe Unrecht gehabt!“ Dann reicht er sofort die Hand zur Versöhnung. Doch dazu kann sich die tief Getränkte nicht entschließen. Lieber duldet sie.

Und die Sonne lacht, und die Liebe lacht nicht, und der Himmel blau, und die Wiese grün, und der Bach murmelt; aber die Liebe blau, grün und murmelt nicht. Sie trägt ihren Trostkopf aufrecht, bis . . . bis wieder einmal eine große Modenschau fällig ist.

Eine Frühlings-, Sommer-, Herbst- oder Wintermodenschau.

Da gibt es dann der Armen einen Riß mitten durch das Herz, und es tropft Balsam daraus herfür, heilkraftiger, schnellwirkender Modenschau-Balsam.

Nun stürzt sie sich mit heroischer Überwindung über ihren Gemahl und flötet ihm ins Ohr: „Sei wieder gut, ich sehe mein Unrecht ein!“

Und der erlöste starke Mann sieht sie an sich, hält ihr noch eine kleine Standrede und kauft ihr noch am selbigen Tage eine prachtvolle Toilette — ein großmütiger Sieger.

Und bleibt es — für und für.

Und seine süße, kleine, frivole Frau demütigt sich zu allen Jahreszeiten und trägt eine neue Toilette nach der anderen — für und für.

Starke Männer — empfehlenswerte Männer!

Der Katzenhimmel.

Von Siegfried von Begeast.

Es steht nun leider fest: Kisse Mons, unser schöner roter Kater ist tot. Der März wurde sein Verhängnis. Und daß er ein Kater war, keine Rache. Und daß beim Nachbar eine schöne, schwarze Katze wohnt, kein Kater. Und daß der Nachbar eine Falle aufgestellt hatte, um den Fuchs zu fangen.

So kam es, daß Kisse Mons auf seinen Liebesabenteuerwanderungen in die böse Falle geriet, die mit einem Schlag seinem Lebens- und Liebesdrang ein Ende setzte.

Damit wäre eigentlich aus die Geschichte von Kisse Mons' traurigem Ausgang zu Ende, aber sie ist es nicht. Denn Isabel, der Kisse Mons' Tochter war sichtlich nahe gegangen ist, erkundigt sich doch mit aller nüchternen Sachlichkeit, was nun aus Kisse Mons werden würde, wo wir ihn beerdigen, wie es mit seinem Seelenheil beschaffen sei, ob es einen Katzenhimmel gäbe und nach ähnlichen schwierigen Problemen.

„Wie es mit dem Katzenhimmel ist, weiß ich nicht genau“, antwortete ich ausweichend, „aber natürlich werden wir Kisse Mons beerdigen“, und ich nehme feierlich die Schaufel und gehe zum Nachbar.

Der gute Obermeier zieht nach langem Suchen einen elenden, völlig zerhundenen und zerlieferten Kakenbalg vom Dachboden herunter. Nur mühsam gelingt es mir, das schöne rote Fell von Kisse Mons zu rekonnoitieren.

„Ist das alles?“ frage ich erschüttert.

„Das übrige hat der Aichinger“, sagt Obermeier und legt den traurigen Rest von Kisse Mons behutsam auf meine Schaufel.

„Der Aichinger?“

„Ja, der hat das Fell abgesogen, und dafür nimmt er sich das Fleisch. Er vergräbt es im Schnee, und nach zwei Wochen ist es leer, dann ist er es auf. Kakenfleisch mag er gern, und dieser Kater ist ganz fett gewesen!“

Obermeier schmunzelt und nimmt sich eine Prise.

Ich trage Kisse Mons' Überrest melancholisch auf der Schaufel vor mir her, hole Isabel, Pappa und Greif, unsere beiden Wolfshunde, es ordnet sich ein kleiner Trauerszug, und wir gehen schweigend in den nahen Wald.

Hier grabe ich ein Loch in den tiefen Schnee — muß Isabel versprechen, sobald die Erde austaut, ein richtiges Grab zu schaufeln —, lege das Stückchen Fell hinein (Isabel hat es noch etwas gestrichelt), dann werfen wir grüne Tannenzweige darüber, ich schauele Schnee darauf, und die Zeremonie ist beendet.

Auf dem Heimweg sagt Isabel: „Papa, jetzt weiß ich, daß Kisse Mons eine Seele hat, und daß es einen Katzenhimmel gibt!“

Ich gehe etwas schneller, denn wir kommen gerade an Aichingers Haus vorbei. Hinter der niedrigen Fensterscheibe startet uns Aichingers grau-grünes ausgedunsenes Gesicht an.

Isabel läuft strahlend fort: „Hast du denn nicht, daß das nur das Fell war, was du begraben hast? Die Seele von Kisse Mons ist im Himmel!“

Scherz und Spott

Höflichkeit. Nun, was sagt ein höflicher Junge zu einer Dame, die ihm fünf Pfennig gegeben hat, weil er ihr das Gevätrug? fragt die alte Frau in verweisendem Ton den Burschen, der ihr den Koffer getragen. „Ich bin zu höflich, um Ihnen das zu sagen“, erwidert der kleine Gentleman.

Vorsichtia. Soll ich nach Ihrem Gepäck schauen? fragt die Hausfrau die neue Köchin. — „Danke schön“, erwidert diese, „ich lasse es immer die erste Woche auf dem Bahnhof.“

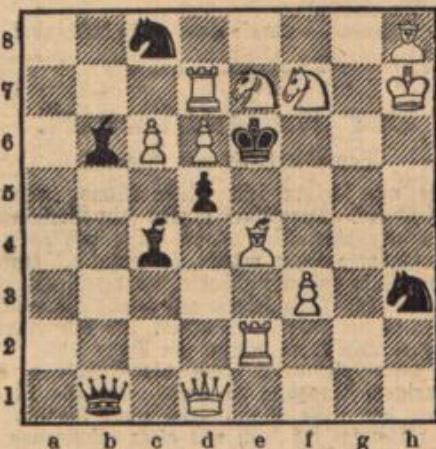
Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

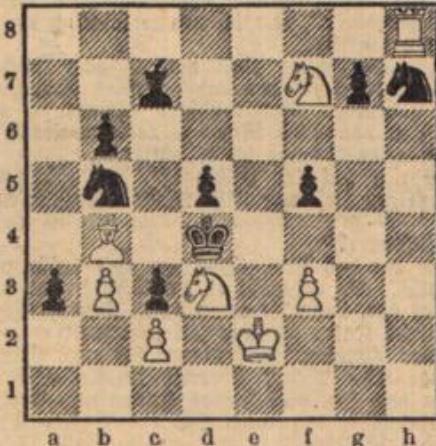
Problem-Turnier.

Nr. 112. Zweizüger.



Weiß: Kh7, Dd1, Td7, e2, Le4, h8, Se7, f7, Bc6, d6, f3.
Schwarz: Ke8, Db1, Lb6, c4, Sc8, h3, Bd5.

Nr. 113. Dreizüger.



Weiß: Ke2, Th8, Lb4, Sd3, f7, Bb3, c2, f3.
Schwarz: Kd4, Le7, Sb5, h7, Ba3, b6, c8, d5, f5, g7.

Capablanca siegt über Nimzowitsch in der ersten Runde des New Yorker Turniers.

Capablanca, der stärkste Vertreter des konventionellen Klassizismus: ruhig, sichere Entwicklung, Vereinfachung der Stellung, Vermeidung positioneller Schwächen und Gefahren. Nimzowitsch der eigenartigste der Hypermodernen; geflissentliche Abweichung vom Ueblichen. Zusammentreffen zweier selbstbewußter Gegensätze. Erwartung eines Niemandgewesenen! Aber Enttäuschung: zwar keine schlechte Partie, aber auch keine einzigartige. Nimzowitsch ohne Unternehmung, ohne Wagnis. Capablanca bringt eine Neuerung an, eine unklassische. Austausch der Naturen! Nimzowitsch verleugnet seine Stärke und wird schwach, Capablanca kann auch anders stark sein. Seine Anpassungsfähigkeit ist unübertrifftlich, daher seine Unüberwindlichkeit.

Weiß: Nimzowitsch, Schwarz: Capablanca.

1. c4-Sf6, 2. Sf3-e5, 3. d4-d5, 4. e3-Le7, 5. Sd2. Ein moderner Zug, der einzige in der Eröffnung dieser Partie. 5. ... 0-0, 6. Ld8-c5, 7. d×c5. 7. b3 nebst Lb2 scheint nachhaltiger. 7. ... Sa6. Um den weißen Läufer von d3 zu verdrängen und das Feld e4! zu beherrschen. 8. 0-0-S×c5, 9. Le2-b6, 10. c×d5. Nimzowitsch vereinfacht zu viel. Auch hier kam b3 in Betracht.

10. ... S×d5, 11. Sb3-Lb7, 12. S×c5-L×c5, 13. Da4-Df6, 14. La6. Weiß will weiter vereinfachen, übersieht aber, daß Schwarz, der bereits besser entwickelt ist, mit seinen wenigen Figuren das Feld beherrscht. Er hätte die schwarze Dame von f6 verdrängen sollen und zwar durch Dh4, z. B. 14. Dh4-D×h4, 15. S×h4. Diese Vereinfachung hätte das weiße Spiel gefördert. 14. ... L×a6, 15. D×a6-Sb4, 16. De2-Td8, 17. a3-Sd3, 18. Se1-S×e1, 19. T×e1-Tc8, 20. Tb1-De5, 21. g3-Dd5, 22. b4-Lf8, 23. Lb2-Da2. Jetzt geht der Kampf um die 2. Reihe: 24. Tal. Weiß will seinen Läufer beweglich machen. 24. ... Db3, 25. Ld4. Weiß unterricht die Linie des Td8. Schwarz kann sie aber durch e5 öffnen. Jetzt war 25. Tel geboten. 25. ... Te2, 26. Da6. Merkwürdig! Nimzowitsch ist so stolz darauf, in seinem System den Grundsatz der Beherrschung der 7. bez. 2. Reihe aufgestellt zu haben (übrigens keine neue Entdeckung!) und hier gibt er den Schutz des Punktes f2 auf. 26. ... e5!, 27. L×e5-Td2, 28. Db7-T×f2, 29. g4-De6, 30. Lg3-T×h2, 31. Df3-Tg2+, 32. D×g2-T×g2, 33. K×g2-D×g4, 34. Td1-h5, 35. Td4-Dg5, 36. Kh2-a5, 37. Te2-a×b4, 38. a×b4-Le7, 39. Te4-Lf6, 40. Tf2-Dd5, 41. Te8+, Weiß gibt auf. Anmerkungen von Willy Koslowski.

Wiesbadener Kurhaus-Geschichten. Lange vor Nimzowitsch lehrte der verstorbene Großmeister Schottländer, daß man bestrebt sein müsse, sich durch Besetzung der feindlichen Bauernreihe einen großen Positionsvoorteil zu beschaffen. Da dieser Meister von Jugend auf fast vollständig gelähmt war, konnte er seine Gliedmaßen nur schwer gebrauchen. Bei seinen alljährlichen hiesigen Besuchen kam es daher häufig vor, daß er beim Spiel die Figuren verschob oder sie vom Brett herunterwarf. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er zu sagen: „Alles, was ich herunterwerfe, gebe ich vor.“

Rätsel

Besuchskartenrätsel.

T.S. de Girumano
Kremmen

Was ist der Herr?

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben in dem Quadrat sind so umzustellen, daß die waghärtigen Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten: 1. Werkzeug, 2. weiblicher Name, 3. Singvogel, 4. Teil des Rades, 5. Himmelskörper. — Die beiden Diagonalen benennen dann eine Süßfrucht und einen Kleiderstoff.

A	D	E	E	
E	E	E	E	
F	F	G	G	J
J	L	L	M	N
N	O	R	S	S

Kopfwechselrätsel.

Mit R treibt's auf die Weide man,
Mit K fängt's Menschenleben an,
Mit W braust's über Berg und Tal,
Nun lieber Leser rate mal.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 54.

Bilderrätsel: Morgenstunde hat Gold im Munde. — **Umstellrätsel:** Geier, Eisen, Rasen, Talma, Regal, Urban, Dame, Eifel, Dorf, Elise, Rebe, Lade, Enten. Gertrud Ederle. — **Homonym:** Born, Dorn, Horn, Korn, Zorn.

Richtige Lösungen sandten ein: Eugen Chasanowsky, Marga de Fallois, Otto Imme, Margot Keiser, Heima Kunz, Mariechen Menh, A. Reichert, Hans Weber, Tony Weygandt, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Hanny Reichard, Mariechen Seeliger u. Lieselotte Seidel aus Sonnenberg; Karl Schulz aus Biebrich; Allo Ochs aus Erbenheim; Karl-Heinz Becker, Hans-Joachim Becker aus Eltville a. Rh.; Otto Präckel aus Hahn i. T.; Hans Eugelestadt aus Breithardt.